



Mein Großvater und Rilke – Zwei Flüchtige zu fassen

**36. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und
Literatur Baden-Württemberg**

**Thema 2: Rilke lesen – Finden Sie einen persönlichen
Zugang**

Rebekka Tränkle

Eugen-Bolz-Gymnasium Rottenburg a. N.

Klasse 11



Mein Großvater und Rilke- Zwei Flüchtige zu fassen

*So viele Dinge liegen aufgerissen
von raschen Händen, die sich auf der Suche
nach dir verspäteten: sie wollten wissen.*

*Und manchmal ist in einem alten Buche
ein unbegreiflich Dunkles angestrichen.
Da warst du einst. Wo bist du hin entwichen?*

*Hielt einer dich, so hast du ihn zerbrochen,
sein Herz blieb offen, und du warst nicht drin;
hat je ein Redender zu dir gesprochen,
so war es atemlos: Wo gehst du hin?*

Ich kannte meinen Großvater nicht. Nicht wirklich. Ich habe Zeit mit ihm verbracht, das schon. Manchmal, nein, oft, habe ich das bereut. Und doch habe ich nichts herausgefunden. Gar nichts. Immer wenn ich dachte, ich hätte eine Erklärung für das Unerklärliche, sein Verhalten, gefunden, zerschlug er diese Gewissheit. Er war ein schneller Zerstörer. Und ein langsamer Wiederaufbauer. Aber wie passt Rilke da hinein? Ich kannte meinen Großvater nicht. Aber mein Großvater kannte Rilke. Nicht persönlich, natürlich. Aber Rilkes Gedichte. Kannte viele, fast alle. Zitierte aus ihnen, schrieb sie auf, modellierte sogar seine eigene, ungleich schlechtere, Lyrik danach. Vielleicht habe ich deshalb nie einen wirklichen Zugang zu Rilke gefunden. Er sagte mir so wenig, blieb ein genauso großes Mysterium wie mein Großvater. Eine weitere Parallele. Doch bei all dem blieb eines: eine Faszination für den Mann, der mir manch Gutes und so viel Schlechtes gegeben hat. Ich will ihn ergründen, aber das ist nicht möglich. Ich will etwas dieses flüchtigen Menschen, der der Vater meiner Mutter

war, erhaschen. Sei es nur eine Emotion, ein Gedanke, ein flüchtiger Blick durch seine Augen. Meinen Großvater habe ich als Quelle nicht mehr zur Verfügung. Er starb bereits vor zwei Jahren, allein und im Nebel. Ist fort, begraben, aus der Welt. Und es blieb so wenig von ihm zurück. So steht nur noch er zur Verfügung: Rilke. Er bildet eine Verbindung zwischen uns, eine Brücke. Seine Texte stehen und standen uns beiden zur Verfügung, unverändert, unangetastet von Zeit und Raum, die meinen Großvater und mich trennen mögen. Unangetastet von seinem Willen, der eine unsichtbare Barriere um ihn errichtete, einen Bannkreis, sein Verhalten, seine Wut als bannende Runen, die uns emotional auf Abstand halten sollten. Und es doch nicht immer taten. Denn alles, was er tat, schrieb und vielleicht auch dachte, war voll von Gefühlen, negativen Gefühlen, die einem ins Gesicht schlugen wie die Zweige eines Baumes im Wind, wenn man sich ihm zu sehr näherte. Ein Gefühlswind, der aus dem Nichts kam, und das schien ihn noch wütender, unermüdlicher und unberechenbarer zu machen. Und doch öffne ich das Gedichtbuch, fange an zu lesen. Ich strecke die Hand über die Brücke aus, in der vagen Hoffnung, dass er sie ergreift. Ob ich ihn wohl irgendwo darinnen finden werde? Vielleicht nur eine Momentaufnahme erhasche, irgendwo hier muss er doch sein. Zwischen Kindheit und dem großen Tod, zwischen Paris und Venedig, Panther und Schwan. Das Leben ist ein Irrgarten. Kein Labyrinth, denn es hat zwei Zugänge. Vielleicht finde ich ihn deshalb nicht. Weil ich die Gedichte als Zugang benutze, so wie er sie als Ausgang, als Notausgang benutzt hat. Schade, du hast ihn gerade verpasst, eben ist er zur Tür hinaus.

Jardin des Plantes

Gefangen in widrigen Umständen, das kraftvolle Tier, das nur die Stäbe des banalen Alltagslebens halten: Ja, so hätte sich mein Großvater gerne gesehen. Als ob seine Genialität von außen beschränkt würde, so kam es ihm wohl vor, und das ließ er sein Umfeld auch spüren. Und doch schien es meist genau umgekehrt zu sein: manchmal sah er die Stäbe vor lauter Welt nicht mehr. Seinen Käfig hatte er sich selbst erbaut, schlug Nagel um Nagel ein. Und wenn man keinen großen Willen besitzt, wer soll nachprüfen, ob er nicht existiert, betäubt? Auch mein Großvater drehte sich im Kreis, im allerkleinsten, und er tanzte um nur eine Mitte: sich selbst, sein ganzes Leben lang. Er liebte "Der Panther" wohl deswegen so sehr, weil es in sein selbstinszeniertes Bild von sich passte. Ja, er war gefangen, doch es war

ein imaginärer Käfig. Aber vielleicht sind es gerade die, die besonders schwer zu verlassen sind, sie haben weder eine Tür noch ein Schloss, um sie zu öffnen, und der Strom, der unablässig durch die Gitterstäbe jagt, versiegt niemals. Er kommt aus dem tiefsten Inneren, dem bodenlosesten, tiefschwärzesten Brunnen: der eigenen Seele. Tausende Volt an Selbstzweifel, Furcht und Trauer, die nicht nur andere draußen, sondern auch ihn drinnen hielten. Der Käfig war mal sichtbarer, und mal weniger sichtbar, und oft muss es ihm so vorgekommen sein, als sei er gar nicht da. Dann schien er plötzlich das Summen der Stäbe zu vermissen, und die Freiheit schien ihm nicht mehr begehrenswert, sondern ungeschützt. Dann aß, trank und lebte er bis zum Äußersten, bis er wieder an die Käfigwände stieß. Sie wuchsen mit ihm, begleiteten ihn seit seiner Kindheit, er hasste und brauchte sie, so wie er uns hasste und brauchte. Schrödingers Großkatze. Unterdrückung oder Schutz. Man wusste es nie so genau. Wie er die Welt wohl sah, durch seine Gitterstäbe? Sehr oft schien er sie draußen halten zu wollen, sie hat ihn wohl überfordert. Unangreifbar, aber auch unerreichbar. Ein Versteck ohne Ausgang ist eine Todesfalle. Und doch konnte er nicht ohne es. Er trug es immer bei sich, und zwar in Form einer Kamera. Einer Nikon, gutes Modell, sehr teuer. Eines seiner vielen Hobbys, die er begann, aber nie zu Ende führte. Die Fotos, von denen er viele hinterlassen hat, denn er konnte keinen Ausflug machen, keinen Besuch, ohne sie mitzunehmen, erlauben einen seltenen Blick durch seine Augen. Häufig sind die Fotos schief, verschwommen, abgeschnitten. Sein Blick auf uns, auf seine Umwelt? Hin und wieder scheint es mir fast, als könnte ich die Käfigstäbe darauf schimmern sehen, nur ganz blass. Doch wenn ich das Bild ins Licht halte, ist da nichts. *Nur manchmal schiebt der Vorhang der Blende sich lautlos auf...* Mein Großvater hielt einen Tag mit uns gar nicht aus. Nur *dann geht ein Bild hinein*. Er hatte nie gelernt, wie man wirklich etwas genießt, denn er war zu rast- und ruhelos. Dieses Unvermögen versuchte er zu kontern mit einer akribischen Dokumentation des Erlebten. Er versuchte, den Augenblick zu konservieren, und vergaß dabei, ihn zu leben. Die Fotos gingen durch seine angespannten Glieder. Aber ob sie je das Herz erreichten, weiß ich nicht.

Belvedere

Du mußt dein Leben ändern. Ohne Ausrufezeichen. Nur mit Punkt. Diese Aussage, die am Ende des hochgestochenen Gedichts "Archaischer Torso Apollos" schon fast banal wirkt,

nahm sich mein Großvater sehr zu Herzen. Er machte es sich zum Leitspruch, zum Mantra, setzte ein Ausrufezeichen dahinter. Du musst dein Leben ändern! Er lebte nach diesem Grundsatz bis zu seinem letzten Tag. Ein Leben ohne Ruhe, Änderung als Lebensziel. Nirgendwo konnte er verweilen, sei es bei Menschen, Orten oder auch nur bei sich selbst. Derselbe sachte Selbstvorwurf, das plötzliche Bewusstsein der eigenen Redundanz im Angesicht von Zeit und Raum, den Rilke hier zum Ausdruck bringt, begleitete ihn wie ein ungeliebtes Kleidungsstück, lange getragen und doch nie angepasst, eine undichte Jacke, ein kalter, kratziger Pullover. Man kam sich so flüchtig vor, wenn er neben einem stand, man am gleichen Tisch mit ihm saß, immer spürte man es, wie ein Flimmern um ihn herum, dabei war er es, der nicht bleiben konnte. Oder wollte. Seht nur, wer vorbeigekommen ist, auf ein Glas Wein oder zwei, auf eine, zwei Generationen, und 60 Jahre Ehe. Man kam sich vor, als sei man der, der es ihm nicht wert war, zu bleiben. Du musst dein Leben ändern!! Zwei Ausrufezeichen, wenn er seine Enkel hielt, für die ganze Familie kochte, mit den Menschen redete, die ihn Freund nannten. Und dahinter stand natürlich die Erkenntnis, niemals diesem Idealbild genügen zu können, wie soll das schon gehen, bei imaginären Armen, die so aussehen konnten, wie alles oder nichts. Vielleicht hatte er ja gar keine, dieser Apollo. Gott der Schönheit und Künste, ja, so hätte sich mein Großvater gerne gesehen. Und doch konnte er es nicht. Wer weiß, ob er nicht, selbst wenn er diesen Standard erreicht hätte, den er sich selbst setzte, immer weitergegangen wäre, ein perpetuum mobile, weiter zum nächsten Ziel, denn: Du musst dein Leben ändern!!! Er konnte es selbst nicht sehen, und so mussten es Andere für ihn tun. Mein Großvater spürte sich selbst nicht, also bekamen wir ihn zu spüren. Er engagierte sich sozial, er brauchte die Anerkennung. Fing mit 60 eine Affäre an. Er brauchte das. ER, großgeschrieben. Ziemlich anmaßend, für einen Theologen. Er rannte durch sein Leben, und dort, wo er vorbeigekommen war, wuchs kein Gras mehr. Er verwüstete alles hinter sich. Er würde es ja nicht mehr brauchen. Wozu eine Wohnung einrichten, wenn man morgen in der Nächsten wohnt? Wozu eine Familie lieben, wenn man morgen eine andere haben kann? Siebzig Jahre lang ging das gut und keiner schien sich an der Farbschliere im Schlafzimmer oder am Esstisch zu stören, die mein Großvater darstellte. Doch eine Regel des Farbschlieren-Lebens hatte mein Großvater nie wirklich gelernt: Vergangenes wirklich loszulassen. Denn sonst zieht sich die Schliere in die Länge wie ein Gummiband, das an einer der vielen Ruinen des früheren Lebens hängengeblieben ist. Und schnell auch genauso erbarmungslos zurück wie eines, das losgelassen wird. Das geschah

kurz vor meiner Geburt. Seine langjährige Affäre ging zu Ende, aus einer "sehr guten Bekannten" wurde eine "sehr gute Unbekannte". Und sie war immer noch da: meine Großmutter. Ein Fehler im Programm. Das ist in einem solchen Leben nicht vorgesehen, das Umdrehen, sich Umschauen, Zurückgehen. Es war schlau gewesen, sich diese Option offenzuhalten, und sie blieb, schien sich nicht daran zu stören, Plan Omega zu sein. Aber ein ewiger Reisender verweilt nicht gern, und auf ausgetretenen Pfaden an den Ruinen seines selbstzerstörerischen Verhaltens vorbeizulaufen, stand im großen Gegensatz zu allen, nach dem er bis jetzt gelebt hatte. Und er zog nur einen Schluss daraus: er würde nicht mehr leben können. Er, der immer voller Stolz verkündete, 160 werden zu wollen, um den 100. Geburtstag seines ältesten Enkels erleben zu können, redete plötzlich davon, zu sterben. Denn *wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr*. Und wer jetzt nicht glücklich ist, wird es auch nicht mehr. Und versucht es gar nicht erst. So sah er sich wohl, in seinen letzten Jahren, wie das lyrische Ich in Rilkes Gedicht "Herbsttag", aus dem er so gerne zitierte. *Herr: es ist Zeit*. Mein Großvater machte keine Gefangenen, war ein Mensch der Extreme, und mit sich selbst genauso erbarmungslos wie mit uns: entweder 160 werden oder mit 80 aufgeben. Entweder Liebes-Lied oder Sonnenuhr, herrliches Hiersein oder Herbsttag, himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt. Hierfür finden sich in Rilkes Werken viele Beispiele. Ob er vielleicht auch einer war? Ein Getriebener, ein Mensch der Extreme? Oder ist nur das zurückgeblieben? Waren alle anderen Gefühle zu schwach, ein so leises Geräusch in den Bergen der Zeit, dass nicht einmal ein Echo daraus entstanden ist? Tue ich meinem Großvater und auch Rilke Unrecht, wenn ich mich an sie als die Getriebenen erinnere, als die sie sich offenbar sahen? Ich denke, dass es keine Antwort gibt, eine Gleichung mit zu vielen Unbekannten: zwei Menschen, die ich eigentlich nur durch ein paar hundert Jahre alte Stücke Lyrik kenne, und meine eigene, verzerrte Wahrnehmung. Mein Großvater konnte auch anders sein. Aber der Mensch, den wir gekannt und ja, auch geliebt hatten, verschwand immer mehr. Und bei all dem unruhigen, durch Alleen fallender Blätter wandern, allein sein und bleiben, schwang eines mit, untergründig: der Vorwurf, nicht geliebt worden zu sein. Wenn doch der Einzige, der nie dazu fähig gewesen ist, er selbst war. Und auch wenn er unruhig und allein umherwanderte, so war es immer noch seine Entscheidung gewesen. Selbst jetzt wirkte all das wie der verzweifelte Versuch, das Selbstbild aufrechtzuerhalten, das er so viele Jahre lang gehegt und gepflegt hatte. Er warf sein Selbst hinaus, schloss die Tür hinter sich ab, schickte es hinaus zum Wandern, Wachen, lange Briefe Schreiben. Zurück

blieb eine leere Hülle, ein Schatten. Diese Leere versuchte er nun verzweifelt zu füllen, mal mit Anerkennung, mal mit Wein. *Der Sommer war sehr groß*, und doch nicht groß genug, um den Wintersturm zu beruhigen, der seit jeher in seiner Seele wütete. Es war, als ob alles, was man ihm gab, durch das Ventil abgesogen würde, das seine unbehandelte Depression war. Ein Schwarzes Loch, eine implodierende Sonne, die anfängt, auch die Materie um sich herum zu verschlingen. Sein Schlusstück war ein einziges, quälend langes Decrescendo, das keinem Dirigenten folgte. Und wir waren gezwungen, dem Schrillen der Geigen untätig zuzuhören.

Auf See

Im Flur des Hauses meiner Großeltern, gegenüber der Tür hingen, seit ich denken kann, zwei Fotos von Schwänen. Als Kind habe ich sie mir oft angesehen. Sie waren auf seine typische, schiefe Art fotografiert, mehr Mosel als Schwan. Ich kenne die Stelle, an der sie aufgenommen wurden, ich war dort als Kind manchmal mit ihm, wir fütterten dort Enten. Und die Schwäne, von denen er mir immer erzählte, sie seien so stark, dass sie mit nur einem Flügelschlag einem Erwachsenen den Arm brechen konnten. Und dann lachte er über das Kind, das es nicht wagte, den großen Vögeln das Stück Toastbrot hinzuwerfen. Unsere Familie glich einem Schwan. Ansehnlich, bis es ans Fliegen ging. Da schafften wir es immerhin, nicht abzustürzen, jeder Flügelschlag, ein Kompromiss, eine Verausgabung, ein verzweifelter Versuch, das zu retten, was zu entgleiten drohte, und doch nicht mehr zu retten war oder es nie gewesen war. Und mit den Flügeln brachen keine Arme, sondern Existenzen. Mein Großvater hielt es mit uns genauso wie mit den Enten am Fluss, ein ewiger Vogelfütterer: wenn man still blieb, in die Kamera lächelte, bekam man ein Stückchen schimmeliges Weißbrot. Vielleicht. Eine Kindheit als Repräsentative, der weiße majestätische Vogel. Schön anzusehen, von ferne, und unter der Oberfläche Gestrampel und Geracker, um vorwärts zu kommen, aber das sah man auf der Kamera ja nicht. Dieter Coen, 2012, "Opa, der mit seinen Enkeln Schwäne füttert", Tinte auf Drogerie-Fotostationspapier, 9 x 13 cm, stilisiert und gerahmt. Zu perfekt, um wahr zu sein. Aber was ist mit denen, die ihr Schwanendasein satt haben? Sie sind in dem Monumentaldruck auf Hochglanzpapier nicht vorgesehen: das kleine, blonde Mädchen, das den Kopf wegdreht, oder das, das mit dem Toast vor den Schwan tritt, einen gebrochenen Arm riskierend, bis er zurückweicht. Und doch bettelnd zurückkehrt. Auch der König der Vögel lebt nur von Aldi-Weißbrot.

Denn der Schwan ist ein solches Symbol von Anmut, Eleganz und Schönheit, dass es fast schon plump wirkt. Gerade das muss meinen Großvater, und vielleicht auch Rilke, so gereizt haben, denn Schwäne ziehen sich wie ein roter Faden durch die Lyrik(versuche) beider. So majestätisch, schön und nachdenklich, dass er selbst die Betäubten wieder fühlen, und die Verschlussenen denken lässt. Bis er auf Land tritt. Denn dann watschelt er, kommt kaum voran. Eine Kreatur im falschen Element, die Rilke in "Der Schwan" sehr treffend beschreibt: er sieht aus wie gefesselt, gebunden, heruntergezogen von der Erdanziehungskraft, die ihn im Wasser nicht behindert. *Diese Mühsal, durch noch Ungetanes / schwer und wie gebunden hinzugehen...* Diese Mühsal war auch meinem Großvater nicht unbekannt, denn Ungetanes zu tun war sein Lebensziel, und er verfolgte es in kopfloser Hast. Und wie ein Schwan, war er auch in seinem Leben an Land nie besonders elegant gewesen: zwei halbe Familien gehabt, aber keine ganze. Lange studiert, nie gearbeitet. Zwei Kinder gehabt, und nur eins geliebt. Und lange gelebt und doch nie glücklich gewesen. Doch eines hatte er immer geliebt: Wasser. Er besaß ein kleines Boot, mit dem er sehr gerne fuhr, er liebte die Adriaküste und das Meer, und Baden war sein Allheilmittel. Es war eine egoistische und eigennützige Liebe, er pflegte seine Enkel im Schwimmbad unterzutauchen, bis sie keine Luft mehr bekamen, war stundenlang nicht ansprechbar, wenn er badete. Dennoch war es eine Liebe, und einige meiner glücklichsten Erinnerungen an ihn hängen eng mit Wasser zusammen. Im Wasser schien er glücklich und frei, wie von der Erdanziehungskraft befreit, die auch den Schwan niederdrückt. Als würden alle Sorgen, Ängste, Erwartungen mit ihm schwerelos. Wie hätte er besser gehen können? Ich glaube, mein Großvater hatte sich sein ganzes Leben lang vor dem Tod gefürchtet. Darauf deutet auch seine Obsession mit Beerdigungen und Post-Mortem-Fotografie hin. Auch hier versuchte er wieder verzweifelt, einen geliebten oder bekannten Menschen zu konservieren, um sich nicht dem Abschied stellen zu müssen, und der unumgänglichen Tatsache, dass dies auch sein Schicksal sein würde. Vermutlich liegt auch hier der Grund für sein rast- und ruheloses Leben der Veränderung: Er fürchtete den Stillstand, weil er in ihm den Tod fürchtete. *Der Tod ist groß*, aber die menschliche Angst ist größer. Und er ließ sich von ihr vereinnahmen, war mit dem Kopf im Tod und dem Körper im Leben. *Und das Sterben, dieses Nichtmehrfassen / jenes Grunds, auf dem wir täglich stehn, (gleich) seinem ängstlichen Sich-Niederlassen.* Es ist nur ein Schritt, aber es ist ein großer, und du musst ihn ganz allein gehen. Geboren wird man unmündig, nackt und hilflos. Und doch bietet gerade das einem den Schutz vor der Entscheidung, all das Warme, Geborgene

und Bekannte zu verlassen. Beim Tod bist du älter, mündiger, und doch bereitet dich nichts auf deine Lebensaufgabe vor. Den letzten Schritt musst du selbst tun, zögerlich, vorsichtig, wie Rilkes Schwan. Fällt der Wechsel der Elemente jemandem leichter, der sein ganzes Leben lang im falschen Element war? Ich weiß es nicht. Alles, was ich weiß, ist, dass mein Großvater sich irgendwann an diesem Montag nach den Herbstferien, als meine Großmutter und er sich von einer Corona-Infektion erholten, ein Bad einließ und in die Wanne stieg. Und dass er drei Stunden später tot war. Friedlich, von den Wassern empfangen. Geht es meinem Großvater gut, dort, wo er jetzt ist? Das kann ich nicht wissen, zumindest für eine lange Zeit nicht. Und bis es so weit ist, kann ich nur Muschelschalen auf sein Grab legen und hoffen, dass er seinen langersehnten Frieden gefunden hat. Dass er jetzt, wo immer er auch sein mag, unendlich still und sicher, mündig und königlich und gelassen seine Bahnen zieht. Das wünsche ich mir.

Auch mir geschahs. Nur, daß ich dich nicht frage.

Ich diene nur und dränge dich um nichts.

Ich halte, wartend, meines Angesichts

williges Schauen in den Wind der Tage

und klage den Nächten nicht

(da ich sie wissen seh)

Zitate nach:

Rainer Maria Rilke, Die Gedichte (ebook Insel Verlag 2010).

- Vorsatz- und Nachsatztext: *So viele Dinge liegen aufgerissen ... (da ich sie wissen seh)*
Zitate aus: Die Gedichte 1906-1910, 141.
- Jardin des Plantes. Zitate aus: Der Panther, 159.
- Belvedere. Zitate aus: Archaischer Torso Apollos, 195. Herbsttag, 90f.
- Auf See. Zitate aus: Der Schwan, 162f. Schlusstück, 141.